

# Schanniggel [Schluss]

Autor(en): **Bosshart, Jakob**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **16 (1912)**

PDF erstellt am: **27.06.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-573518>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

und gelten läßt und hebt, mindestens so fein und diskret wie in Paris. Den Engländern aber verdanken wir die breiten, schönen, reinen, bequemen Wege, die anmutvollen Gartenvorstädte und die herrlichen Baumpflanzungen, die vielleicht das Schönste von ganz Singapore sind.

Da ist gleich vorn am Meere, mitten zwischen den prächtigen Gebäuden und weiten schönen Sportplätzen, die mittags so leer und fahl und unwahrscheinlich groß in der unbarmherzigen Sonne glühen, die mächtige Esplanade, eine fürstlich breite Allee von alten herrlichen Bäumen, eine immer kühle, immer schattige, ehrwürdige Riesenhalle aus Laub und Ästen. Hier ist es schön am frühen Vormittag zu fahren, wenn über dem glänzenden Meer und über den ungezählten Schiffen und Segeln und schaukelnden Booten die heftige Sonne schräg herabbrennt und hinter Meer und Schiffen und Inseln den ganzen Horizont entlang phantastisch in Form von Türmen und riesigen Bäumen die steilen, weißen Morgenwolken stehen. Und es ist schön am Mittag, wenn ringsum alles in der Hitze kocht und brütet. Da ist die Einfahrt aus der blendenden Glut in diese dunkle Baumkühle nicht anders als der Schritt von einem sommerrmittäglichen Marktplatz in einen heilig kühlen Dom mit dunkeln Gewölben. Am Abend aber ist das schräg einfallende Licht voll Gold und Wärme, vom Meer weht frisch der duftende Wind, aufatmende Menschen fahren vergnügt in weißen Kleidern spazieren und spielen Ballspiele auf grünen flachen Plätzen, deren Rasen im Abendlicht edelsteingrün leuchtet. Und nachts, da fährt man in die Esplanade ein wie in eine Zauberhöhle, in den kleinen Lücken zwischen den Baumkronen hängen grünfunkelnd die Sterne, im selben kühlen Feuer schimmern die Schwärme der Leuchtkäfer, und auf dem Meere schwimmt mit tausend roten Augen die geheimnisvolle Lichterstadt der Schiffe.

Ohne Ende sind die Gartenstraßen der äußeren Stadt. Da fährt du auf glatten, feinen, äußerst gepflegten Wegen immerzu, und überall zweigen

stille Wege ab und führen durch grüne reiche Baumgärten zu stillen lustigen Landhäusern, deren jedes Heimweh weckt und Glück zu hegen scheint, und über dir und um dich her atmet ruhig und lebendig die wunderbare Baumlandschaft, stundenlang, ein Park ohne Ende, mit Bäumen, die an Eichen und an Buchen, an Birken und an Eschen erinnern, die aber alle ein wenig ausländisch und märchenhaft schauen und größer, höher, üppiger sind als unsere Bäume.

Plötzlich sind wieder Häuser da, man fährt an Werkstätten, Läden und ernsthaftem Chinesenbienenleben vorüber, vergoldetes Porzellan und hellgelbe Messingwaren glänzen in Schaufenstern, fette indische Händler sitzen auf niederen Ladentischen zwischen Haufen von Seidenstoffen oder lehnen neben Schaukasten voll Diamanten und grünen Jetsteinen. Das heftige Straßenleben erinnert wohliger an italienische Städte, entbehrt aber völlig des wahnsinnigen Gebrülls, mit dem in Italien jeder Streichhölzerbub seine Bagatelle ausschreit.

Wieder kommen niedere Häuser, Bäume dazwischen, halbländliche Vorstadtlust, und plötzlich ist man unter Kokospalmen. Niedere Hütten, mit Palmblättern gedeckt, Ziegen, nackte Kinder, ein Malayendorf und, soweit der Blick reicht, tausend und wieder tausend Palmen streng und fahl, darunter flimmernd das weißlichgrüne Tageslicht.

Und kaum hat das Auge sich angepaßt und kaum hat das Bewußtsein mit Genuß den heftigen Kontrast zwischen geradlinig stilisierter Palmenwelt und laubig weicher, wirrer Parklandschaft verzeichnet, da geht alles wankend auseinander, erschrocken fällt der Blick in eine ungeheure Weite, man ist am Meere, an einem ganz neuen, stilleren und weiten Meere mit flachem Palmenstrand und wenig Booten, und hinten im Bogen liegt mit blauen Hügelhouetten Insel an Insel, alles überragt und klein gemacht durch die große Form eines chinesischen Segels, das mit hundert feinen Rippen wie ein Drachenflügel in den Himmel sticht...

## Schanniggel.

Erzählung von Jakob Böhler, Zürich.

(Schluß).

Wie lange sie so liefen, Jean hätte es nicht sagen können; die Flucht trug ihn und den Knecht noch lange mit sich fort, als weit und breit kein Feind mehr in Sicht war. Gegen Abend stießen sie auf ein Feldlager. Ein Offizier kam ihnen entgegen und fragte sie aus: woher sie kämen, wie das Gefecht verlaufen sei, wie weit der Feind noch entfernt sein könne. Renaud gab ihm Antwort und bat dann um eine Gamelle voll Suppe für sich und Jean; denn er sah, daß im Lager abgekocht wurde.

Der Offizier zog die Stirne kraus und brummte: „Wir haben selbst nicht zuviel, Zivilisten können wir nicht brauchen!“

„Und wenn wir dienen?“ entgegnete der

Knecht, der nach dem Geschehenen keine andere Möglichkeit sah.

Der Offizier maß ihn einen Augenblick, und da er ihn stark und gesund fand, erwiderte er: „Mit Euch möcht's gehen, aber mit dem da, der ist ja noch ein Knabe!“

„Er ist so stark wie Ihr und ich,“ entgegnete der Knecht, und als er sah, daß das nicht verfing, fuhr er fort: „Er hat heute früh einen deutschen Offizier über den Haufen geschossen!“

Da blitzte es in den Augen des Franzosen auf, er warf einen Blick auf Jean und sagte kurz: „Gut, es sei; ihr gehört fortan zum Bataillon des Glends!“

Damit wies er die beiden an eine Gruppe Sol-

Nachdruck verboten.  
Alle Rechte vorbehalten.

daten, die um ein Feuer lagen. Diese musterten die Neulinge und rückten dann mißvergnügt zusammen; denn sie begriffen gleich, daß sie ihren magern Topf mit zwei neuen Mäulern teilen mußten. Aber sie hatten noch andere Gründe zur Unzufriedenheit. Das starke Schuhwerk und die warmen Kittel der neuen Kameraden erfüllten sie mit Neid; sie selber trugen nur abgelaufene Holzschuhe, die sie mit Haberstroh gefüttert hatten, und schmutzige Uniformen, in die die kalte Luft durch lange Risse, wie es ihr gefiel, einzog. Sie waren abgemagert bis auf die Knochen. Wahrhaftig, sie gehörten nicht umsonst zum Bataillon des Glends!

Als die Suppe hinuntergelöffelt war, eine Suppe, an der das Salz das Beste war, verkochten sich die Soldaten einer nach dem andern in ihre Zelte, jeder schien zu fürchten, die Neuen möchten seinen Platz gerade recht finden. Jean und Renaud saßen ratlos da, verblüfft über diese Art von Kameradschaft, als ein Wachtmeister auf sie zukam und jedem ein Gewehr übergab. Renaud warf einen Blick darauf und sagte: „Das sind ja Vorderlader! Damit hat wohl Esau einmal gejagt!“

Der Wachtmeister lachte bitter und erwiderte: „Das ganze Bataillon hat Esaus Flinten, wir sind ja des Glends!“

Wirklich, alle Gewehre, die ringsum in Pyramiden standen oder auch auf dem Boden lagen, waren von der gleichen Güte. „Hätten wir doch die von heute morgen!“ dachte Jean.

„Uniformen kann ich euch nicht geben,“ fuhr der Wachtmeister fort; „werden zwei leer, so sollt ihr sie füllen!“ Und wieder ließ er sein widerwärtiges Lachen hören.

Die erste Nacht verbrachten die beiden unter freiem Himmel. Es setzte eine scharfe Bise ein, die feinen Schnee vor sich herjagte und bis auf die Knochen drang. Schlafen konnten sie nicht und waren froh, als gegen Morgen bei den Vorposten ein paar Schüsse fielen und das ganze Lager im Augenblick auf die Füße stellten. Nun erst sahen die Neuen, was für einer Truppe sie angehörten: wie lange Reihen von Vogelscheuchen standen die Kompagnien da und schlotterten im Wind.

Der Tag war noch nicht völlig herangebraut, als die Vogelscheuchen in ihren Holzschuhen davonklapperten, in eiligem Rückzug. Nun begann ein mühseliges Hin- und Hermarschieren, Vor- und Rückziehen, ohne daß man wußte wozu, einen Tag wie den andern. Jean und Renaud erhielten nach drei Tagen Uniformen, die aber eine schwere Vergangenheit haben mußten. Wer hatte sie vorher getragen? Warum waren sie so durchlöchert? Wem hatte man sie vom Leib gezogen? Gleich drängten sich ihre Kameraden an sie heran, jeder von ihnen bettelte um eines ihrer Kleidungsstücke, der um die Weste, ein anderer um den Kittel oder die Hose. Renaud aber riet Jean, die Uniform über die alten Kleider anzuziehen, sie könnten sie wohl brauchen. Das war ein guter Rat; denn die Bise wurde von Tag zu Tag schneidender.

Eines Morgens, als sie erwachten, schien ein

neuer Geist in die Truppe gefahren zu sein, überall war Leben, in den Gesichtern Mut und Zuversicht: es war ein anderer Anführer gekommen, der es verstand, allen die Köpfe aufzurichten. Gleich ging es vorwärts auf den Feind los. Man stieß auf eine Abteilung vorgeschobener Truppen und schlug sie blutig zurück. Alle dachten: „Nun wird das Blatt sich wenden!“

Aber schon nach ein paar Tagen trat wieder das unselige Stocken ein, als hätte man eine große Bremse angezogen oder als wäre alle Latkraft eingefroren. Einige fluchten und stampften vor Wut, die meisten freilich waren froh, in warmen Häusern oder Ställen Unterkunft zu finden. Besonders das Bataillon des Glends wurde von Tag zu Tag untrügerischer; denn es hatte im Kampfe stark gelitten, die Vorderlader waren häufig nicht losgegangen und taugten vor dem Feind nicht viel mehr als Spazierstöcke. Ebenso verhängnisvoll waren die Holzschuhe, die sich mit Schnee füllten und auf dem gefrorenen glatten Boden das Marschieren fast unmöglich machten.

Als der Mißmut alle ergriffen hatte, kam plötzlich die Kunde, die Deutschen rückten in drei starken Abteilungen heran. Es kam Befehl, sich zum Kampfe zu rüsten, die Patronentaschen zu füllen und die Bajonette zu schleifen, die Offiziere prophezeiten Sieg, und eines Morgens wurde Generalmarsch geschlagen.

Als Jean und Renaud im Morgengrauen auf dem Sammelplatz erschienen, erschrafen sie: sie glaubten sich verspätet zu haben; denn es waren dort nur dreißig oder vierzig Mann versammelt, die, die Hände verwerfend, in Gruppen standen. Offiziere gingen wetternd und fluchend her und hin: wo denn die andern seien, man solle sie aus den Quartieren peitschen!

Die Anwesenden erhielten Befehl, ihre Kameraden zu holen. Man schleppte einige heran; aber sie erklärten, mit Vorderladern und Holzschuhen nicht marschieren zu wollen. Man versprach ihnen alles, was sie begehrt; aber sie wollten eben nicht. Die Offiziere stampften und schrieten, einige weinten vor Wut oder hielten den Rebellen die Pistolen unter das Kinn, ja, einer ließ im Zorn den Hahn schnappen. Da aber die Waffe versagte, entstand ein unerhörtes Fluchen, Schimpfen und Gegröhle, und nun war alles umsonst.

Raum dreißig Holzschuhmänner rückten an diesem Tage aus, unter ihnen Jean und Renaud; die andern ließen sich, als der Tag fehlgeschlagen hatte, in Kellern und Scheunen von den heranstürmenden Feinden gefangen nehmen. So nahm das Bataillon des Glends ein unrühmliches Ende.

Nach dem unglücklichen Tag verkroch man sich in ein Städtchen und blieb wochenlang darin. Nur hier und da wurden kleine Abteilungen ausgesandt, um die Stellungen und Bewegungen des Feindes auszukundschaften.

Am Neujahrstag kam die Reihe an Jean Nicole. Es war ein kalter klarer Tag, die Sonne blühte blendend auf die schneebedeckten Felder, an den

Bäumen hing schwerer Raureif und bröckelte in Flocken ab, die sich im Fallen in einen zarten Schleier auflösten und dann langsam von den Tannen niederwehten.

Auf einmal stuzte Jean, seine Brust krampfte sich zusammen, der Atem stockte: er stand auf der heimischen Erde. Dort war das zerfallene Haus, das Kamin ragte traurig aus dem Schutt empor, da und dort schauten aus dem Schnee rauchgeschwärzte Mauern heraus. Zögernd trat er der Stätte näher. Da drin lagen also unter Schnee und Schutt die verkohlten Gebeine der Mutter und der Schwester. „Und der Vater?“ dachte er. Er blickte um sich und entdeckte einen kleinen Hügel im Obstgarten, der früher nicht war; dort lag er wohl, zusammen mit einem Duzend anderer, zusammen mit den beiden Offizieren, die ihn an der Stallwand hatten erschießen lassen, weil er die Mutter hatte rächen wollen. Die Tränen schossen Jean in die Augen, er wischte sie weg und eilte den andern nach. „Nie wieder betrete ich diesen unseligen Ort!“ versprach er sich.

Das neue Jahr schien wieder neues Leben zu bringen. Es wurde eine große Armee zusammengezogen. Bourbaki sollte sie führen, den Namen kannte jeder Soldat. In manchem flackerte noch einmal die Hoffnung auf, andere ersehnten den Kampf nur, damit es auf irgend eine Weise endlich ein Ende nehme.

Die Stimmen der Offiziere wurden wieder lauter, ihre Befehle schneidender, man verteilte frische Munition, sah die Gewehre nach; alles deutete auf große Ereignisse. Die Dörfer ringsum wimmelten von Soldaten, und immer noch trafen neue ein. Mußte es da nicht gelingen? Mitte Januar kam die ganze Masse in Bewegung, wie ein Ameisenhaufen, den man mit einem Stock aufrührt. Aber es schien, als ob bei dem Trompetengeschmetter und Trommelgewirbel auch der Winter neu erwacht wäre. Er hatte Wochen lang als harter Mann gewaltet; nun kam er noch unerbittlicher daher, er schien es mit dem ganzen Krieg aufnehmen, alles in Eis verwandeln und im Schnee begraben zu wollen.

Die Kanonen begannen zu brüllen und brüllten drei Tage lang wie hungrige Raubtiere, kaum daß sie in der Nacht für ein paar Stunden verstummten. Das Knattern der Gewehre hörte man gar nicht mehr, wie man den Regen nicht mehr hört, wenn er Tage lang ununterbrochen herabgeplätscht hat. Aus jedem Gehöft und Wald, hinter jeder Hecke und jedem Busch hervor sah man den weißen Pulverrauch aufsteigen und sich mit den schwarzen Schneewolken mischen, die so tief herübergetrieben wurden, daß sie die Wipfel der Wälder streiften. Überall sah man im Schnee rote und blaue Häufchen liegen, Soldaten, die auf kein Trompetenzeichen mehr horchten und sich still von den Schneeflocken zudecken ließen. Der Kampf wogte her und hin: bald drang man vor, bald gab man den gewonnenen Boden fluchend und mit Zähneknirschen wieder preis.

Am schlimmsten war die dritte Nacht. Wind und Frost hatten beständig zugenommen, bei achtzehn Grad Kälte lag man ohne Schutz auf dem gefrorenen Schnee, dem Feind gegenüber, bei Feuern, die nicht brennen wollten und alles in einen heißen, erstickenden Rauch einhüllten. Mit Einbruch der Nacht begann der Schnee, der Tags über spärlich und gehässig gefallen war, dicht herabzuwirbeln, die unermüdliche Biß griff die Haut wie mit Zähnen an. In ein paar Stunden hatte der Schnee die armseligen Feuer alle umgebracht und eine fußdicke Decke über die ächzenden, stöhnenden, hustenden Lagerstätten geworfen.

Die Soldaten waren von den langen Kämpfen erschöpft, hatten den ganzen Tag nichts Warmes gegessen und alle Zuversicht verloren. Jean Nicole, der sich an Renaud herangeschmiegt hatte, seufzte: „Es ist mir, ich habe ein Stück Eis im Magen!“

„Halt dich nur wach,“ erwiderte der Knecht, „sonst wirst du erfrieren!“

„Schnee und Eis haben mir die Augen zugepappt!“ fuhr Jean weiter.

„Leg dich auf den Bauch und bette das Gesicht auf die Rockärmel!“

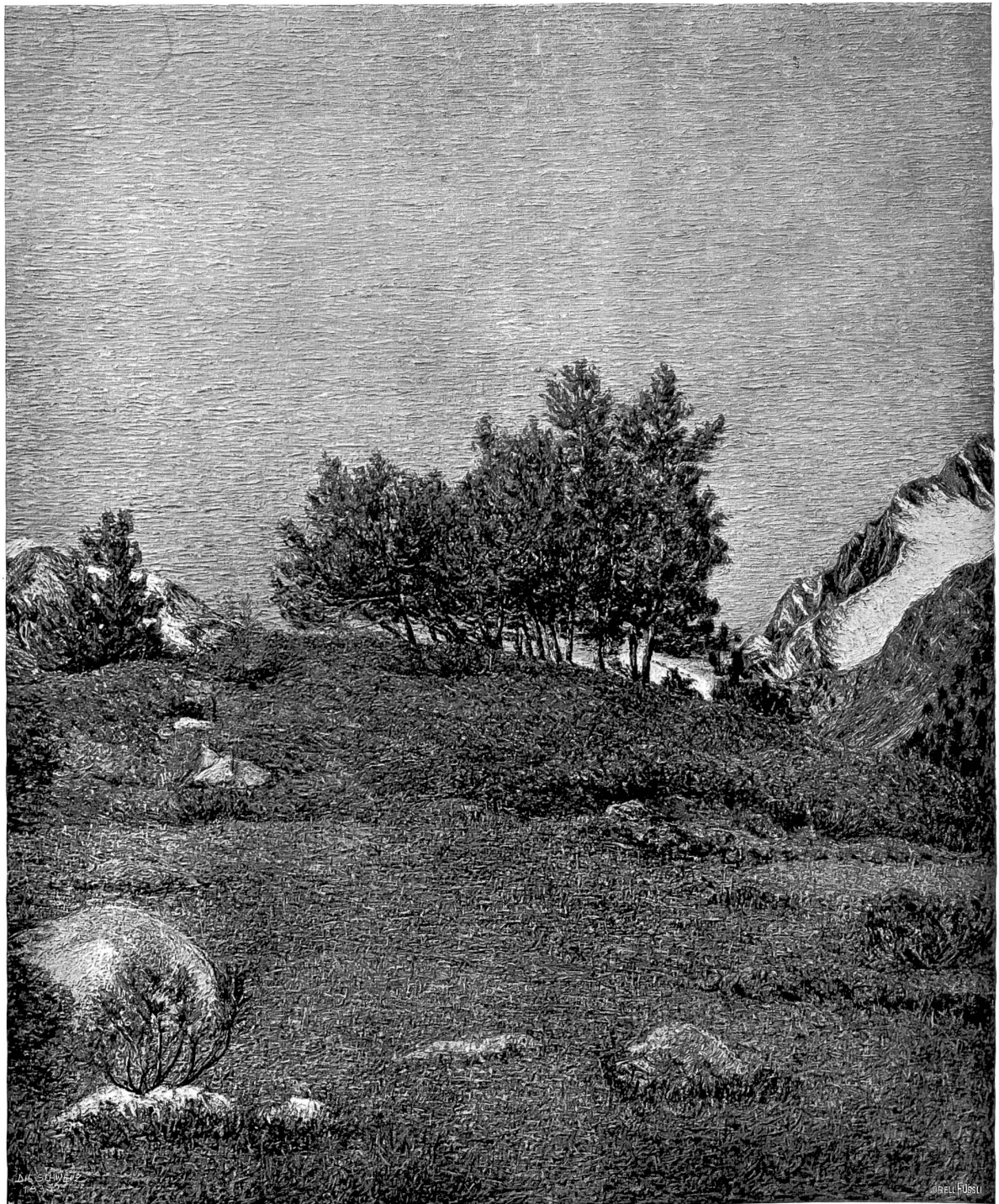
Jean, der den Schlaf fast nicht mehr bezwingen konnte, merkte, wie ihn Renaud von Zeit zu Zeit heftig rüttelte und stieß und ihn immer wieder aus der Amarmung des eisigen Schlafes herausriß. Er schimpfte; aber der Knecht ließ sich nicht irremachen und tat, was ihn gut dünkte.

Am Morgen schallte über das ganze Feld keine Trompete zur Tagwacht, sie waren alle in Eis und Schnee verstummt, ihre Mäuler geschlossen. Offiziere schritten von Mann zu Mann und weckten die Schlafenden auf. Viele rührten sich nicht, auch wenn ihnen mit Fußtritten zugelegt wurde.

Als die Lebenden sich aus dem Schnee erhoben, mit steifen Gliedern, gefühllosen Nasen, Ohren und Händen, war es ein jämmerlicher Anblick. Wie aus dem Grab Erstandene, ohne Halt und Willen schlotterten sie im Schnee, nicht nur ein Bataillon, nein, eine Armee des Elends deckte nun die weiten Schneefelder!

Um einen Kampf dachte niemand mehr. Man ließ sich fiebernd und willenlos von der Biß über den Schnee blasen, den Dörfern zu, um sich in irgend einem Haus oder einer Scheune zu erwärmen. Man erfuhr, daß sich Bourbaki eine Kugel vor die Stirne geschossen habe, und das tötete den letzten Funken Hoffnung und Zuversicht. Gegen die führer- und haltlosen Truppen rückten nun die Feinde von allen Seiten heran und trieben und stießen sie wie einen Fußball her und hin, zerrieben sie wie zwischen zwei Mühlsteinen. Zehn Tage lang währte die entsetzliche Drangsal. Endlich, da jeder andere Ausweg versperrt war, entschloß man sich, in die Schweiz zu entweichen.

Ein endloser Zug von Bettlern, Krüppeln und Kranken, von Pferden und Wagen schleppte sich Tage lang durch die Täler und Schluchten und von Höhenzug zu Höhenzug ostwärts. „Was unsere



Gottardo Segantini, Maloja-Rom.

Bwergarven.  
In Margauer Privatbesitz.  
Phot. Ph. & C. Lint, Zürich.

Großväter in Rußland erlebten, müssen wir jetzt durchmachen," sagten alte Soldaten.

Die Pferde waren ausgehungert, und niemand hatte Futter für sie. Da war es, daß sie sich die Mähnen und Schwänze abfräßen und die Häse zerbissen. Sie zernagten die Speichen der Räder und die Deichselfstangen, sie zernagten die Bäume, die sie erreichen konnten und die Tür- und Fensterpfosten der Häuser, die am Wege lagen. Die meisten sanken, ehe sie die Grenze erreichten, um, suchten sich wieder aufzurichten, schlugen aufs neue hin und kämpften stundenlang gegen die Erschöpfung, bis ihnen die Kälte die Glieder starr machte und der Schnee ihren Grabhügel aufwarf.

Jean und Renaud hatten sich versprochen, einander nicht zu verlassen; sie schleppten sich hinter einander her, der hintere in den Fußstapfen des vordern. Was einer in dem ausgeplünderten Land zur Nahrung ergattern konnte, teilte er mit dem andern: einen Bissen Brot oder Zwieback, ein Stücklein Käse oder Speck. Kartoffeln und Rüben verschlangen sie roh.

Der Schnee reichte ihnen bis zu den Knien, manchmal sanken sie bis zu den Hüften ein. Einen Weg, zu dem man sonst eine Stunde gebraucht hätte, legten sie kaum in einem halben Tag zurück. Links und rechts am Wege lagen oder kauerten Kameraden, die nicht mehr weiter konnten; den ersten rief man ein ermunterndes Wort zu, bald aber hatte man dazu weder Stimmung noch Kraft. Ihr Klagen, ihre Seufzer, ihr Flehen um einen Bissen Brot hörte, ihre verzerrten Gesichter und brechenden Augen sah man nicht mehr. Abgestumpft und gefühllos, wie wandelnde Steinbilder stapfte man des Weges, den Blick vor sich gesenkt, kaum einmal gegen die Höhen erhoben, hinter denen man die Grenze vermutete.

Strauchelte einer und fiel hin, so blitzte ihm der angstvolle Gedanke durch den Sinn: „Wirst du auch wieder aufstehen können? Oder werden dich die Kommenden zerstampfen und mit den Schuhen im Schnee begraben?“

Damit Jean nicht so zugrunde gehe, schritt Renaud stets hinter ihm drein. Sank der Junge vornüber, so richtete er ihn auf, wollte er sich verzweifelt in den Schnee werfen, sprach er ihm ermunternd zu. Mit gleicher Treue sah er zu ihm in den Dörfern, wo Halt gemacht wurde; denn da war die Gefahr nicht kleiner als draußen auf den Schneefeldern. Die Flüchtigen drängten sich rücksichtslos in die Häuser, jeder von der Angst befehen, für die Nacht keinen Schlupfwinkel zu finden. Viele, die am Ende ihrer Kräfte waren, ließen sich auf den Boden fallen und wurden dann von den Nachdrängenden erbarmungslos zertreten; wer noch etwas Ueberlegung und Kraft bewahrt hatte, hielt sich aufrecht, gegen die Wand oder einen Kameraden gelehnt, nur von dem einen Gedanken beseelt, sich für ein paar Stunden zu erwärmen. Gegen Mitternacht, wenn keine Nachzügler mehr ankamen, ließ man sich dann zu Boden gleiten und kauerte und schlummerte dicht aneinander geschlossen dem neuen Tag

und den neuen Mühsalen entgegen. Am Morgen wurden diese abgestumpften, schlaftrunkenen, vertierten Gestalten von den Unteroffizieren mit Geschrei, Fußtritten und Kolbenstößen aufgeweckt und wieder in Schnee und Sturm hinausgetrieben.

Die letzte Nacht war die schlimmste. Bis zum Morgen drängten sich immer neue Scharen nach. Jean hatte sich nicht mehr aufrecht halten können und war schon unter die Füße Hereinstampfer geraten. Renaud riß ihn mit Aufbietung aller Kraft aus dem Gewirr hervor und hielt ihn dann die ganze Nacht in den Armen, wo er wie ein Kind an der Brust der Mutter schlief. Als der Tag herangraute, war Renaud selber so erschöpft, daß er ohnmächtig zusammensank.

„In fünf Stunden seid ihr an der Grenze!“ schriegen die Offiziere, um den Unglücklichen Mut zu machen. Und wieder ging es hinaus in den Wintergraus. Wie Jean diese letzte Strecke zurücklegte, wußte er nicht mehr, es mußte wie im Schlafwandel geschehen sein. Eine Zeit lang hörte er noch die Schritte Renauds und dann und wann ein ermunterndes Wort hinter sich: „Mut, Jean, Mut; heute abend gibt's warme Suppe!“ Dann nichts mehr, bis er zu einem Haus kam, vor dem Soldaten in blauen Uniformen ihm das Gewehr, das er als Stoß verwendet hatte, abnahmen und ihn zu einer Feldküche wiesen, wo er aus freundlichen Händen eine Gamelle mit heißer Fleischbrühe und ein Stück Brot erhielt. Erst als er etwas Warmes im Magen hatte, fuhr ihm der Gedanke durch den Kopf: „Und Renaud?“

Er sah sich um; aber er erblickte ihn nirgends. Er schleppte sich beklommenen Herzens die Reihen der Soldaten auf und ab, alles umsonst! Als man ihn in eine Kolonne einreichte und wie in einer Herde davonführte, war er gewiß, daß Renaud ein paar Stunden vor der Grenze tot und zerstampft im Schnee lag. Nun schossen ihm die Tränen hervor um den treuen Knecht, der ihm seine letzte Kraft geopfert und den er zum Dank achtlos in der äußersten Not hatte liegen lassen. Er verwünschte sich und warf sich in den Schnee, um das Los des Gefährten zu teilen; aber man griff ihn auf und lud ihn auf einen Ambulanzwagen. Was seither mit ihm geschehen ist, wißt ihr...

\* \* \*

So schloß der Lehrer seine Erzählung. Wir waren von Grausen und Mitleid erfüllt und sannem über den Krieg und Schanniggel nach, der nun mit dem Wächter unterwegs zum Dorf war. Noch teilnehmender aber dachten wir an den Knecht Renaud. Lag er vielleicht noch im Jura unter dem zermodernden Schnee?

Nach einer Pause fragte uns der Lehrer: „Be- greift ihr nun, warum Jean Nicole nicht hat heim- lehren mögen?“

Wir begriffen es, schwiegen aber.

Wieder fragte der Lehrer: „Denkt euch, wie wird der arme Bursche nun morgen oder über- morgen seine Heimat betreten?“

Er erwartete wohl kaum eine Antwort; aber

ein Mädchen der zweiten Klasse unterbrach die Stille und sagte schüchtern: „Er wird...“

„Was wird er, Pauline?“

Das Mädchen begann wieder: „Er wird...“ und brach dann in Schluchzen aus.

Der Lehrer sah sie eine Weile an und stellte die dritte Frage: „Wißt ihr jetzt, warum Schanniggel

nicht wollte, daß ihr Krieg spieltet?“ Rein Laut; ich glaube, wir schämten uns unserer heldenmütigen Schneeschlachten.

Darauf schloß der Lehrer die Stunde, indem er mehr zu sich selber als zu uns sagte: „Ja, der Krieg muß etwas Unmenschliches sein, wie sonst könnte er uns die Heimat zum Graufen machen!“

## Die Stadt am See.

Erzählung von Maja Matthey, Zürich.

(Fortsetzung).

Virginia wandte den Blick von dem starren Antlitz Weißlings ab und wanderte über den Frühling der Gräber zurück in die Stadt.

Dort rauschte das Seewasser im schweren Wellengang; der Föhnwind blies die Wasser durcheinander und wühlte auf, was auf dem Grunde schlief, und schaffte es empor an die krause Fläche, sodaß sie ein trübes, gelbes Aussehen bekam und aufklatschend am Ufer zerbrach. Die Berge standen in einer veilchenfarbenen Beleuchtung klar um den See und schienen nähergerückt zu den Menschen, an ihre Wohnungen heran.

Sie hatte keine Zeit, sich lange aufzuhalten und hierhin und dorthin zu schielen. Es war bald Mai. An den Bäumen drängten die Knospen aus den braunen Kelchen, und der Flieder in den Gärten stand im jungen Laube. Ihr Haus stand fertig auf dem grünen Wieslein, ihr Haus aus Stein, daran keine Täuschung war, daran kein Schein geduldet wurde. Sie sprang in den nächsten Tramwagen, um schneller heimzukommen.

Ueber Lindenberg blaute der Frühlingshimmel in einem tiefen wie vom Tau gedämpften Glanze. Der Föhn blies immer noch in das Land und leckte an den Bergen den Schnee fort, bis seine Zunge im Eise der Gletscher und Firne erstarrte. Wie frisch gepuht sahen die Häuser aus in der hellen Frühlingssonne und spiegelten sich in den Wellen. In den Baumanlagen der Stadt waren Blätter aus dem kahlen Holzwerk gewachsen, und allerlei Ziersträucher streckten schwefelgelbe Blütenreiser aus. Der See schlug rauschend an die Ufermauern an und schleuderte seine Wellen hoch. Tief griff der Föhn hinein in die Wassermengen, ballte sie zusammen, als wolle er einen Wellenberg auftürmen, und trieb sie wieder auseinander, sodaß sie schäumend sich überpurzelten, wieder aufrichteten und gegen das Ufer rollten. Kein Rachen wagte sich hinaus auf die erregten Fluten. Die kleinen Dampfschiffe allein stampften mutig durch die wilden Wellen, ließen sich von ihnen hochheben und hin- und herwiegen und schnitten mit dem scharfen Kiel eine tiefe Furche in das Wasser ein, das in breitem Schaumschweif den vorwärtsstampfenden Schiffen folgte.

Hoch über Lindenberg ragen die Doppeltürme, und Kirchen und Kapellen grüßen von den Höhen. Durch die Stadt fließt das Wasser, das aus dem See kommt, und eilt in eine Gegend, deren Hügel

mit kurzen gedrunghenen Weinstöcken bepflanzt ist, daran eine kleine würzige Traube reift. Aus dem Wiesland und dem Walde kommt ein anderes Wasser, fließt dem See entlang und gleitet durch die Stadt, sanft und mit kleinen, kaum atmenden Wellen, und wird wild und schäumend, wenn der Schnee in den Bergen zu tauen beginnt und der Frühling im Lande ist. Dann steht es auf an seinen Ufern und überbietet sie und leckt empor zum Walde und schwemmt fort, was ihm den Weg hemmen will oder die Luft, sich auszubreiten, und eilt, um sich selbst das Bachbett zuzumessen nach seinem Bedarf. Alle Wasserkräfte, die des starken Flusses und die schnellen des andern, hat sich die Stadt und die darin wohnen nutzbar gemacht. Vielerlei Industrie dehnt sich aus an den Ufern, und Räderwerke schaufeln das Wasser auf, schleudern es von Speiche zu Speiche, bis das Riesenradwerk, von dem Wasser überspült, sich schwerfällig und knirschend dreht. Schornsteine ragen hoch, und in bunten kleinen Automobilen werden die Zeitungen durch die Straßen zu den Ablagen getragen.

Das saust und braust und zischt und dröhnt und gibt keine Ruhe. „Arbeit! Arbeit!“ schreit es aus allen Betrieben, aus allen Fenstern, aus dem Surren der Maschinen und dem Stampfen der Walzen. „Arbeit! Arbeit!“ leuchtet es auf den Gesichtern der hastenden, eiligen Menschen, die es vorwärts treibt wie das Stromwasser vorwärtsgetrieben wird von neuen, drängenden, sich nachschiebenden Massen. „Arbeit! Arbeit!“ leuchtet es aus den Fabrikshloten und schrillt aus den Dampfpeifen. Schwarze Rauchwolken werden mit ausgestoßen und steigen hoch in die Sonne. „Arbeit! Arbeit!“ Diese Losung hatte die Stadt ausgegeben und den Menschen entgegengehalten, die in ihre Mauern kamen. Arbeit, bis der Schweiß aus den Poren quoll, die Handflächen schwielig wurden und die Backenknochen spitz und fleischentblößt aus den Gesichtern standen. Da war ein Uebermaß von Arbeit aufgestapelt, das Menschenhände bezwingen mußten.

Da wäre die Arbeit zur Fron geworden, wenn nicht der Frühling gewesen wäre, der blau und leuchtend am Himmel stand, eine warme Luft herbeiwiehte und Blumen aus dem Grafe lockte. Wie ein Taumeltanz sah sich das Leben an, wie ein sinnloses Ausgeben von Schweiß und Kraft, ohne Ruhe, ohne Anmut und ohne Zeit, um dem Schlafe einen Traum zu gönnen.

Nachdruck verboten.

Alle Rechte vorbehalten.